

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 9

Artikel: Über Minderwertigkeitsgefühle
Autor: Häberlin, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über Minderwertigkeits- gefühle

VON PAUL HÄBERLIN

ORDENTLICHER PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BASEL

Der wohl kompetenteste Autor auf diesem Gebiet wird in drei aufeinanderfolgenden Aufsätzen unsere Leser über die Entstehung, das Wesen und die Überwindung der Minderwertigkeitsgefühle aufklären. Wir glauben, dass es dem Autor gelungen ist, das schwierige Problem in einer Form zu behandeln, die Tiefgründigkeit mit allgemeiner Verständlichkeit verbindet.

I.

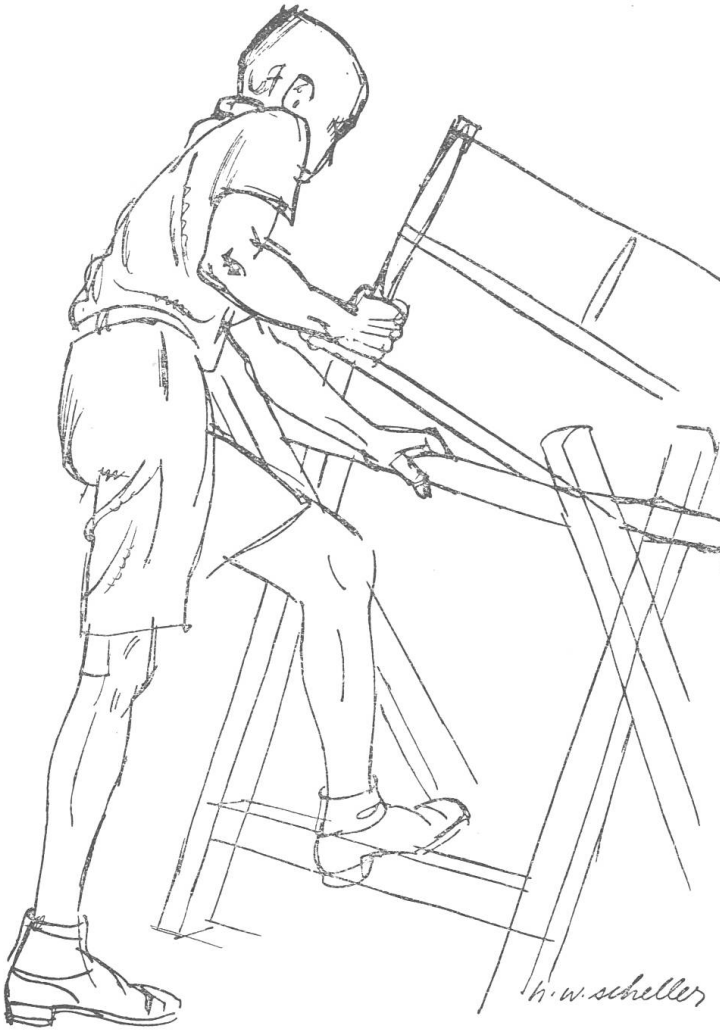
Vorbemerkung

Der Mensch steht jederzeit mit zwei verschiedenartigen Realitäten in Auseinandersetzung, nämlich einerseits mit seiner Aussenwelt und andererseits mit sich selbst. So führen wir gewissermassen ein doppelschichtiges Leben. Wir tun uns in der Welt um, verfolgen darin unsere Ziele, erleben darin unsere Freuden und Enttäuschungen, und reagieren darauf in unserm Gefühl, aus welchem dann neue Ziele und neue Taten folgen. Aber in einer zweiten Schicht unseres Daseins richten wir, mit klarerem oder weniger klarem Bewusstsein, unsere Aufmerksamkeit und unser Interesse auf uns selber, nämlich eben auf die Art und Weise, wie wir uns in der Welt betragen. Wir nehmen Stellung zu diesem Betragen, beurteilen es, billigen oder missbilligen es und konfrontieren uns so mit uns selbst. Auch diese Selbstkonfrontation bedeutet eine Reaktion, und auch sie vollzieht sich zunächst als Gefühl oder Stimmung, nur dass die positiven oder negativen Reaktionen hier nicht Welt- oder Gegenstandsgefühle, sondern Selbstgefühle sind. Es untersteht keinem Zweifel, dass diese

innern Erlebnisse und Gefühle einen ganz wesentlichen, vielleicht den bedeutamsten Teil unserer Lebensstimmung ausmachen. Man braucht nur daran zu denken, welche Rolle die Reue, das Selbstvertrauen und die Selbsteinschätzung, das Gewissen, die Depressionen und innern Hemmungen im Leben spielen: Lauter Zustände oder Gefühle, welche aus der Auseinandersetzung mit uns selber stammen. Es gehören dazu hunderterlei unklare Stimmungen und Verstimmungen, deren Herkunft uns gerade deshalb dunkel ist, weil sie ihren Ursprung in jenem innern Verkehr mit uns selbst haben. Es bedarf kaum eines Hinweises auf die Wichtigkeit solcher interner Vorgänge auch für den Verkehr mit der Aussenwelt. Jedermann weiss, dass nur der in der Welt sicher dasteht, der mit sich selbst einigermassen im reinen ist.

Unterlegenheit und Minderwertigkeit

Diese Vorbemerkungen bilden die Grundlage für das Verständnis der sogenannten Minderwertigkeitsgefühle. — Beginnen wir gleich mit der kapitalen Unterscheidung! Wenn wir im Verkehr mit der Aussenwelt dem Stärkeren, Überlegenen begegnen, so dass wir seine Über-



H. W. Scheller

Sägender Junge, Federzeichnung

legenheit innewerden, so reagieren wir darauf mit dem Gefühl, vielleicht auch mit dem klaren Bewusstsein unserer *Unterlegenheit*. Es kann die dingliche Welt sein, die Natur, der gegenüber wir also empfinden; man mag sich etwa an ein Erdbeben oder einen Seesturm oder auch an gewisse Erlebnisse im Gebirge erinnern. Es kann aber auch das Schicksal überhaupt sein, das gewissermassen über uns verfügt und dem gegenüber wir uns machtlos fühlen. Es können endlich Menschen sein, deren physische oder intellektuelle oder andersartige Überlegenheit uns jene Reaktion abnötigt.

Aber in allen derartigen Erlebnissen

ist es nicht eigentlich das Gefühl oder Bewusstsein der *Minderwertigkeit*, das in uns waltet, sondern einfach dasjenige der faktischen Minderheit, der Unterlegenheit, des Klein- oder Schwachseins; es trägt deshalb wesentlich den Charakter des Bedauerns, vielleicht der Furcht oder auch des Ärgers oder sogar der Wut wegen des Benachteiligtseins. An *Eigenwert* brauchen oder brauchten wir deshalb nicht irre zu werden, sowenig wie es uns einzufallen braucht, einen *anderen* Menschen für weniger *wert* zu halten allein deshalb, weil er dem Schicksal untersteht oder weil er nicht so stark ist wie Herkules oder nicht so klug oder so gelehrt wie irgendeine Leuchte der Wissenschaft.

Eine ganz andere Bewandnis hat es mit denjenigen Unzulänglichkeitsgefühlen, welche nicht im Verkehr mit der Aussenwelt, sondern im Umgang mit uns selbst entstehen. In diesem Umgang kommen wir nicht dazu, wenigstens nicht direkt, uns an einer fremden Masse zu messen, sondern hier treten wir uns selbst gegenüber, hier bestehen oder versagen wir vor uns selbst, vor unserm eigenen Urteil, welches sich bildet an einer Idee oder einem *Ideal*. Wenn wir uns *innerlich* minderwertig fühlen, so geschieht es deshalb, weil wir uns klar werden, dass wir dem Anspruch nicht genügen, den unser eigenes Ideal, unser Gefühl oder Bewusstsein des *Richtigen* an uns stellt. Wir nennen Urteile dieser Art, in welchen es um den Vergleich unserer Wichtigkeit mit dem geht, was wir als das Richtige spüren, moralische Urteile. So tragen Minderwertigkeitsgefühle, welche im Umgang mit uns selber entstehen, *moralischen* Charakter; sie sind eben deshalb eigentliche Gefühle der *Minderwertigkeit*. Das Giftige oder Aufreizende in ihnen ist nicht Bedauern oder Ärger oder Furcht (wie in den Gefühlen äusserer Unterlegenheit), sondern Scham, Ekel, *Schuld*. Interne Minderwertigkeitsgefühle *sind* Schuldgefühle: Wir wissen, dass wir uns selbst, nämlich dem « richtigen Menschen » in uns, etwas schuldig

sache die Botschaft, welche die Oxfordgruppenbewegung in das Leben der modernen Welt gebracht hat. Es war eine Botschaft an die einzelnen Männer und Frauen, eine Verheissung ihrer persönlichen Seelenrettung. In letzter Zeit machte sich eine ganz neue Richtung bemerkbar. Die Propaganda wird in eine Beziehung zur ganzen Welt gestellt. Die Darlegung ist von der Not des einzelnen zu der der gesamten Menschheit erweitert worden. Es sind die Übel der Gesellschaft, der drohende Zerfall unserer Zivilisation, welche als Thema das grösste Interesse erwecken. Die moderne Welt — enttäuscht, verwirrt, fiebrig — ruft einer Lösung, die ihr Durcheinander wieder schlichtet. Und es ist nichts Geringeres als die Rettung dieser Zivilisation, der die Bewegung Werkzeug sein will.

Diese veränderte Zielsetzung ist zweifellos zum Teil eine direkte Antwort auf die erhobenen Vorwürfe der Blindheit gegenüber sozialen Problemen. Das Verlangen nach persönlicher Vervollkommenung tritt zurück vor der Sorge für das Schicksal der Allgemeinheit. Zum Teil deutet sie auch auf ein wachsendes Bewusstsein von Macht und Einfluss. Es war seit jeher Dr. Buchmans Überzeugung, dass die Bewegung letzten Endes die Kirche und die Gesellschaft erneuern würde.

Wenn auch die Form der Botschaft eine andere geworden ist, bleiben doch ihr Inhalt und Hauptziel im wesentlichen die gleichen. Es ist das bekehrte Leben, welches das Rohmaterial der neuen Weltordnung werden soll. Eine neue Gesellschaftsordnung bedingt Männer und Frauen, die sich von egoistischer Selbstbetonung zu einem Gottesglauben bekehren, der die bestehenden Mängel drastisch tilgt.

Der offenkundige Zweck, den diese Bewegung anstrebt, ist jetzt im zwanzigsten Jahrhundert das zu schaffen, was für den wichtigsten Inhalt des ursprünglichen Christentums gehalten wird.

Das Christentum ist vor allem andern als eine Religion der Macht bekannt. Es

verfügt über die Macht, entmutigte und niedergeschlagene Männer und Frauen vor dem Sturz zu bewahren und aus der Kraftlosigkeit und den Fesseln von Selbstüberhebung und Sünde zu erlösen. Hier liegt seine grösste Macht über die immer wachsenden Massen, die im modernen Leben überschattet von Nervenstörungen, Kränklichkeit, Minderwertigkeitsgefühlen und Mutlosigkeit dahinschleichen. Solchen Menschen kann das wahre Christentum mehr geben als irgendeine andere Macht der Jetztzeit. Dutzende von irrgewordenen Seelen, für welche die Kirche ebensowenig wie der Psychiater Hilfe zu bieten vermochten, hat die Bewegung aufgenommen und sie zur Gesundheit, Selbstbeherrschung und nützlicher Tätigkeit zurückgeführt. Es wäre aber falsch, ihre Mission einzig für die seelisch Leidenden auszubeuten. Ebenso stark ist ihre Botschaft, dass das Christentum die Macht besitzt, Menschen, die soweit ganz zufrieden sind, zu einer seltenen Schönheit des Lebens und einer ausserordentlichen Kraft als Führer emporzuheben. Hier liegt vielleicht der wesentlichste Beitrag der Bewegung zum Christentum unserer Zeit — die auffallende Menge junger, wohlgestalteter Menschen, gestählt in Selbstbeherrschung und befeuert von einem lebendigen und mitreissenden Glauben, die sie in die Verzweiflung dieser Zeit losgelassen hat.

III.

Welche Vorwürfe hört man am häufigsten gegen ein Werk, das doch Hunderten so offensichtlichen Segen bringt?

1. Man sagt der Bewegung Gefühlsduselei nach.

Dass eine starke Gefühlsregung in den Tagungen der Gruppen und im Alltagsleben ihrer Mitglieder sich äussert, kann nicht verneint werden. Eine andere Frage ist es, ob das wirklich so schlimm ist. Eine tiefe innere Erregung war von jeher eine Begleiterscheinung religiöser Bekehrung. Die Gruppen reagieren ausserdem bewusst gegen die vorherrschende Stimmung der verklingenden Ära. Ge-

geblieben sind, dass wir *ihm gegenüber* minderen Wertes sind.

Anschein „äussern“ Ursprungs

Man darf sich in dieser Unterscheidung zwischen äusserer und innerer Unzulänglichkeit (oder zwischen den entsprechenden Gefühlen) nicht irremachen lassen durch den *Anschein*, dass auch im Aussenverkehr echte, d. h. moralische, schuldhaftige *Minderwertigkeitsgefühle* entstehen können. Es handelt sich immer um einen Anschein; bei genauerem Zusehen enthüllen sich *Minderwertigkeitsgefühle* stets als *interne* Verurteilungen aus dem Gesichtspunkte des richtigen Selbst.

So kann es wohl vorkommen, dass das Unzulänglichkeitsgefühl, mit dem wir auf äussere Gewalten reagieren, die Farbe der Angst trägt, und dass in dieser Angst, namentlich wenn sie uns chronisch beherrscht, lauter oder leiser ein Ton von schlechtem Gewissen, Strafwürdigkeit, also echtem *Minderwertigkeitsgefühl* mitschwingt. Oder dass dort, wo wir unter einem ungünstigen Schicksal stehen, wo wir etwa vom Pech verfolgt sind, wir zugleich das Gefühl haben, als hätten wir so etwas verdient, und dass dieses Gefühl das eigentlich Quälende im Unglück ist. — Aber *wenn* es so ist, dann ist an derartigen echten *Minderwertigkeitsgefühlen* nicht die Begegnung mit der überlegenen Aussenwelt als solcher schuld. Diese Begegnung wirkt vielmehr nur deshalb *moralisch* deprimierend, weil wir sie moralisch *auslegen* (Strafe, Sühne), und dies wiederum setzt voraus, dass das Gefühl wirklicher *Minderwertigkeit* schon in uns steckt, entstanden aus der kritischen Konfrontation mit uns selbst.

Ferner mag es vorkommen, dass die Überlegenheit eines andern *Menschen* mit einem Gefühl nicht nur der Bewunderung oder des Bedauerns oder des Neides — kurz der eigenen faktischen *Minderheit* — festgestellt wird, sondern dass zugleich eine echte moralische Depression eintritt. Dies insbesondere dann, wenn

die eigene Unterlegenheit auf dem geistigen Gebiete liegt. Aber auch in diesem Fall ist es nicht die fremde Vorzüglichkeit oder also die eigene Armut als solche, welche jenes echte *Minderwertigkeitsgefühl* auslöst, sondern es ist entweder die Idee, dass ich es auch so weit hätte bringen sollen, oder dass die eigene Kleinheit eine Strafe des Schicksals sei, oder so etwas Ähnliches. Die fremde Klugheit oder Geschicklichkeit oder was sonst ich ihm gegenüber an mir vermisste, wird sozusagen als *Tugend* aufgefasst, und das Fehlen dieser Tugend bei mir ist es, was deprimiert. Daran wird deutlich, dass auch hier das echte *Minderwertigkeitsgefühl* aus einer Beurteilung meiner selbst an einem bestimmten *Ideal* stammt, also aus *internem* Vergleich, für den die Begegnung mit der fremden Vorzüglichkeit nur der Anlass ist. Am allerdeutlichsten ist dieser Zusammenhang dort, wo die fremde Überlegenheit das eigentlich Moralische selbst betrifft: Wenn ich hier mich *minderwertig* fühle, so deshalb, weil ich der Meinung bin, dass *ich* eigentlich auch so sein *sollte*, und dass das Nichtsosein ein *moralisches* Ungenügen bedeute.

Anschein „organischen“ Ursprungs

Wenn alle diese Beispiele die Auffassung erhärten, dass eigentliche *Minderwertigkeitsgefühle*, mit ihrer typisch depressiven Färbung, zuletzt der innern und nicht der äussern Auseinandersetzung entstammen, dass sie also eigentliche Schuldgefühle sind, so kann von hier aus auch die irrige Meinung durchschaut werden, als basierten solche Gefühle stets oder doch gelegentlich auf faktischen Mängeln unserer Leiblichkeit, auf sogenannten Organ-Minderwertigkeiten, wie etwa Defekten der Sinnesorgane oder Sprechschwierigkeiten oder Verwachsenheiten, oder irgendwelchen allgemeineren oder spezielleren Schwächen der leiblichen Konstitution. So sehr unser Leib in einem gewissen Sinn zu uns gehört, so deutlich hebt er doch sich ab von demjenigen Ich, welches Urteile fällt

und sich als Ursprung des Handelns fühlt. In dieser Beziehung gehört der Leib zur Aussenwelt; er ist die nähere Aussenwelt, welche zur ferneren die Vermittlung übernimmt. So tragen denn auch alle Begegnungen mit dem eigenen Leib zunächst den Charakter des Fremdverkehrs, und alle Urteile über ihn sind zunächst einmal von der Art der Fremdurteile. Wenn wir einen Defekt an ihm bemerken, so kann uns das leid tun, wir können darüber unglücklich oder ärgerlich sein, kurz: Wir fühlen uns benachteiligt (vom Schicksal), aber dieses Gefühl hat an und für sich nicht die quälende Bedeutung, welche die moralischen Minderwertigkeitsgefühle auszeichnet.

Nun kommt es aber in der Tat doch vor, dass sich mit solchen leiblichen Unzulänglichkeitsgefühlen auch echte, eben moralische Minderwertigkeitsgefühle verbinden, und aus dieser Tatsache entsteht der Anschein, als *beruhten* diese auf der leiblichen Benachteiligung. Der wirkliche Zusammenhang ist aber ein anderer, worauf man schon dadurch aufmerksam werden könnte, dass echte Minderwertigkeitsgefühle durchaus nicht *immer* dort sich einstellen, wo organische Minderqualitäten tatsächlich vorhanden sind. Es gibt von der « Natur » vernachlässigte Personen, welche unter dem typischen Minderwertigkeitsgefühl kaum leiden, oder doch nicht mehr als sehr viele organisch Vollwertige; und es gibt ausgezeichnet ausgestattete Naturen, die von Minderwertigkeitsgefühlen sozusagen zerfressen sind.

Wo nämlich im Gefolge leiblicher Benachteiligungen sich typische *Minderwertigkeitsgefühle* einzustellen scheinen, da ist es allemal so, dass diese letzteren unabhängig von den organischen Defekten vorhanden und entstanden sind, und dass sie sich erst sekundär an diese Defekte hängen. Der Gründe oder Möglichkeiten dazu sind mehrere. Es kann sein, dass der Defekt, ähnlich andern Arten der schicksalhaften Benachteiligung, als so etwas wie Strafe des Himmels aufgefasst wird; das ist nur möglich, wenn

zuvor schon das Gefühl der Strafwürdigkeit vorhanden war, als echtes moralisches Minderwertigkeitsgefühl, entstanden aus der internen Kritik der Person an sich selbst. — Es kann zweitens sein, dass die leibliche Schwäche, mit Recht oder Unrecht, in direkten kausalen Zusammenhang mit moralischer Schlamperei gebracht wird, mit irgendeiner triebhaften Zügellosigkeit. Dann aber ist wiederum die Schwäche nicht der *Grund* des Minderwertigkeitsgefühls, sie ist vielmehr nur der Ort, an welchem der wahre Grund, nämlich jene moralische Insuffizienz, auffällig zutage tritt. Viele Menschen werden ja auf ihre moralischen Sünden erst dann aufmerksam, wenn sich schmerzliche Folgen davon zeigen. Auf jeden Fall ist also auch hier das peinliche Gefühl nicht am leiblichen Defekt, sondern am internen Vergleich des Verhaltens zu dem, was eigentlich sein sollte, entstanden.

Verlagerung der Minderwertigkeit

Eine dritte, die sozusagen raffinierteste Möglichkeit der « Verlagerung » gefühlter *moralischer* Minderwertigkeit auf leibliche Defekte liegt dort vor, wo die gequälte Person in bewusster oder unbewusster Absicht diese Verlagerung zum Zwecke der moralischen Entlastung vornimmt. Wir kommen später noch auf diesen Fall zu sprechen; hier sei nur das für den jetzigen Zusammenhang Nötige gesagt. Es ist peinlich, sich eigene Schuld einzugestehen. Das echte Minderwertigkeitsgefühl ist ein Ausdruck solcher Schuld. Um seiner Peinlichkeit zu entgehen, liegt es nahe, die Schuld von sich selber auf etwas anderes abzuschieben, wofür wir nichts können. So machen es ja die Menschen tausendfach auch ausserhalb des hier erörterten Gebietes. Leidet jemand am heimlichen Gefühl moralischer Unzulänglichkeit, so kommt ihm eine vielleicht ebenfalls vorhandene leibliche Unvollkommenheit gewissermassen gerade recht als Sündenbock. Er kann sich selber (oder auch den andern) vormachen, dass seine innere Unsicherheit

mit der leiblichen Benachteiligung zusammenhänge, für die er ja nichts könne. Wer sich aber also vor sich selbst entschuldigt, der beweist ja damit deutlich, dass er es nötig hat, dass also ein Schuldgefühl vorliegt. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Theorie des organischen Ursprungs der Minderwertigkeitsgefühle auf das Selbsttäuschungsmanöver eben derjenigen Minderwertigkeitscharaktere hereingefallen sei, welche in der skizzierten Weise ihrerseits die « Schuld » und also den Ursprung des Schuldgefühls vom Felde moralischer Selbstkritik auf das sozusagen harmlose Gebiet unverschuldeter Schicksalsbenachteiligung abzuschieben pflegen.

Bisher haben wir versucht, die *Natur* des typischen, peinlichen und depressiven Minderwertigkeitsgefühls zu klären dadurch, dass wir es als moralisches Gefühl erkannten, mit deutlichem Schuldcharakter, und es also abgrenzten von den nicht schuldhaften Gefühlen der Benachteiligung, wie sie im Verkehr mit der überlegenen Aussenwelt auftreten. Damit ist zugleich der psychologische *Ort ihrer Entstehung* bezeichnet: sie stammen aus dem internen Verkehr der Persönlichkeit mit sich selbst.

Im nächsten Artikel werden wir uns mit dem *Entstehungsvorgang* genauer beschäftigen; er ist sehr oft ausserordentlich kompliziert, insbesondere weil die innere Auseinandersetzung in ständigem Kontakt mit der Aussenwelt und ganz speziell mit den Personen der Umwelt sich vollzieht, so dass, unbeschadet des *internen* Charakters des Prozesses, doch eben auch diese Umwelt mit ins Spiel tritt.

Bevor wir aber auf diese Entstehungsgeschichte eintreten können, ist es nötig, der ersten Unterscheidung zwischen den uneigentlichen Minderwertigkeitsgefühlen, welche im Grunde moralisch indifferente Benachteiligungsgefühle sind, und den eigentlichen quälenden Minderwertigkeitsgefühlen: dieser Unterscheidung eine *zweite* folgen zu lassen, *innerhalb* der eigentlichen Insuffizienzgefühle.

Akutes und chronisches Minderwertigkeitsgefühl

Wir meinen den Unterschied zwischen dem einmaligen, *akuten* Erlebnis moralischer Unzulänglichkeit und dem *chronischen*, schleichenden, im Grunde stets vorhandenen und nur vorübergehend sozusagen latenten Minderwertigkeitsgefühl, das man gewöhnlich meint, wenn man heute das Wort hört oder anwendet.

Jenes *akute* Gefühl ist die momentane innere Reaktion auf ein Eigenverhalten, welches sich eben *durch* diese Reaktion als für uns ungehörig, unrichtig ausweist. Sie ist ein Gefühl der Scham, der Reue, des schlechten Gewissens, die Gefühlsform eines negativen moralischen Urteils, welches wir gegen uns selbst aussprechen vom Standpunkte eines bewussten oder unbewussten Ideals aus, jedenfalls aber aus der erlebnismässigen Unterscheidung von Richtig und Unrichtig, Gut und Schlecht. Das Gefühl spricht einen minderen moralischen Wert des Verhaltens aus. Es enthält zugleich, wie alle Gefühle, den Impuls zu neuem Verhalten, und zwar ist hier ein Verhalten vorgesehen und gefordert, welches die moralische Scharte wieder auswetzte. Die Scham mündet aus in den Vorsatz, das Gelöbnis, ja enthält dies schon. Daran ist ersichtlich, dass das akute Unsauberkeitsgefühl zwar das geschehene Verhalten als minderwertig bezeichnet, nicht aber mich selbst in meiner ganzen Persönlichkeit. Wohl war es *mein* Verhalten, und war also ich selbst in jenem Moment minderwertig; allein diese Qualifikation haftet nicht unablässig an mir, jedenfalls liegt diese Meinung im akuten Gefühl nicht. Im Gegenteil: dadurch, dass es zur Gutmachung oder Besserung aufruft, setzt es die Möglichkeit dafür voraus; der Vorsatz schliesst den Glauben ein. Das akute schlechte Gewissen erklärt also nicht mich im *ganzen* als minderwertig, für alle Zukunft, vielmehr enthält es den Glauben an die mögliche Herstellung der Vollwertigkeit. Daher lähmt es auch nicht die moralische Anstrengung, son-

dern es fordert dazu auf und regt dazu an. Es ist das Stimulans, dessen wir geradezu zu bedürfen scheinen, sollen wir uns moralisch zu etwas Rechtem aufraffen. Es *ist* ein Minderwertigkeitsgefühl, aber sozusagen ein hoffnungsvolles.

Ganz anders die *chronische* Minderwertigkeitsstimmung. Wer sie, das eigentlich quälende Minderwertigkeitsgefühl, bei sich oder andern je erlebt hat, der weiss, dass hier alles andere als Hoffnung, Glaube, Impuls zu sittlicher Anstrengung herrscht. Es ist ein schleichendes, lähmendes, hoffnungsloses Gefühl. Das hängt damit zusammen, dass es sich auf die Wertigkeit nicht eines einzelnen einmaligen Verhaltens, sondern der ganzen Persönlichkeit bezieht. Es ist die gefühlsmässige Abschätzung des ganzen, mindestens des ganzen *moralischen* Menschen, der Verlust des frohen Gefühls der Daseinsberechtigung und Daseinsfreude. Es ist der Ekel des Menschen an sich selbst, an seiner ganzen Existenz. Es untergräbt das Selbstvertrauen, wenn es nicht mit dem Mangel echten Vertrauens überhaupt identisch ist. Man fragt sich, wie es zu so etwas kommen könne. Der einmalige Verstoß gegen das als richtig Empfundene führt nicht dazu, sondern nur zum *akuten* Gefühl, und dieses ist von anderer Art. Auch wo immer neue Verstöße vorkommen, ist es zwar verständlich, dass das akute schlechte Gewissen sich jedesmal wiederholt, aber da in diesem akuten Gefühl *jedesmal* jener Impuls und jener hoffnungsvolle Vorsatz sich ebenfalls wiederholt, so ist auch aus der *Reihe* einzelner Verstöße das *andersartige chronische* Minderwertigkeitsgefühl mit seiner lähmenden Wirkung nicht verständlich.

Entstehung des chronischen Minderwertigkeitsgefühl

Wenn man seine Herkunft verstehen will, muss man viel mehr darauf achten, welche *Konsequenz* der Mensch aus dem Innwerden des moralischen Verstoßes, also aus dem akuten schlechten Gewissen

zieht. Es ist nämlich hier *zweierlei* möglich. Dieses schlechte Gewissen enthält, wie wir wissen, den Aufruf zur *Korrektur* des Verhaltens. Aber es kommt nun darauf an, ob dieser Aufruf grundsätzlich befolgt oder nicht befolgt wird. In jedem wirklichen Gewissensurteil — und ein solches *ist* das akute Schamgefühl — meldet sich das bewusste oder unbewusste *Ideal* der Persönlichkeit. Jenes Urteil verlangt, mit der Feststellung des Verstoßes, immer zugleich Rückkehr zur *Treue* gegenüber dem Ideal, also gegenüber demjenigen Ich, das ich im Gefühl als mein « eigentliches Ich » und daher als Maßstab anerkenne. Es ist in diesem Anspruch der Treue das Verlangen eingeschlossen, in Zukunft auf das abwegige Verhalten zu verzichten und also die Versuchung dazu zu bekämpfen. Diese Versuchung liegt in bestimmten Gelüsten oder Trieben, deren Verfolgung eben *nicht* mit dem Anspruch meines im Ideal gespürten *eigentlichen* Ichs harmoniert. Was also in jedem Fall des akuten schlechten Gewissens von mir verlangt ist, und zwar kategorisch, das ist *Kampf* gegen bestimmte Wünsche, im Namen der Treue zu mir selbst.

Aber es kommt nun eben darauf an, ob wir in diesen Kampf eintreten oder nicht. Es steht nämlich dem moralischen Gefühl mit seinem Aufruf etwas in uns entgegen, nämlich eben jene Wünsche, und es ist um so schwerer, sie zu bekämpfen, je angenehmer uns ihre Erfüllung ist. Der Verzicht, ja schon der Kampf um den Verzicht, bedeutet ein grundsätzliches Opfer. Es ist die Frage, ob wir den Willen zu diesem Opfer aufbringen.

Sofern wir ihn aufbringen, werden wir zwar in Zukunft vor Rückfällen nicht sicher sein. Aber wir befinden uns dann doch in der Lage des mutigen Kämpfers, der aus jeder Niederlage nur den neuen Willen zu neuem Kampfe schöpft. Wenn diese mutige Gesinnung herrscht, dann kommt es also wohl zu jener Wiederholung des verurteilten Verstoßes — dafür sind wir *Menschen* — und also zur Wie-

derholung des *akuten* Minderwertigkeitsgefühls. Aber es kommt, *solange* jene Kampfgesinnung herrscht, nicht zum Verlust des *Opferwillens* und daher auch nicht zum Verlust der moralischen Hoffnung.

Der Kompromiss und seine Folgen

Dagegen ändert sich die innere Lage vollkommen, sofern wir den Willen zum Kampfe *nicht* aufbringen, notabene trotzdem wir aus dem negativen Gefühle *wissen*, dass er nötig wäre. Dann ist uns die Erfüllung der abwegigen Wünsche zu lieb, als dass wir auf sie verzichten möchten. Wir treten in den Kampf gar nicht ein, weil seine Durchführung uns zuviel an Wunschbefriedigung zu kosten scheint. Wir geben zugunsten dieser Befriedigung die Treue gegen unser eigentliches Ich preis, wir üben Verrat an uns selbst.

Nun kommt es *selbstverständlich* zu Wiederholungen des innerlich gerügten Verstosses, weil wir uns gar nicht mehr dagegen energisch wehren. Aber diese Wiederholungen haben jetzt einen ganz andern Charakter als dort, wo sie dem moralisch *kämpfenden* Menschen gegen seinen Willen passieren. Sie sind die vorausbestimmte und auch vorausgewusste Konsequenz der willentlichen Nachgiebigkeit, sind also selber gewollt, obwohl sie als Fehler gewusst sind. Auch das akute schlechte Gewissen, das den (nicht mehr bekämpften) Fehler jedesmal begleitet, ist in einem bestimmten Sinne gewollt, nämlich so, dass es in Kauf genommen ist gegen die Befriedigung des Wunsches. Man gewöhnt sich gewissermassen daran. Und so wird eine eigentümliche Art von *Kompromiss* oder faulen Vergleichsstoffen, nach der Devise des Holzdiebes: «Ich stehl mein Holz und zahl mein Buss.» Man frönt seiner Leidenschaft, ohne sie zu bekämpfen, und nimmt dafür das peinliche Gefühl in Kauf, dass es doch nicht in Ordnung sei. So entsteht mit der fehlerhaften Gewohnheit des Verhaltens zugleich eine Art von Gewohnheit des schlechten Gewissens.

Schon dadurch bekommt dieses so etwas wie *chronischen* Charakter.

Aber das ist leider noch nicht alles. Das Gefühl für Recht und Unrecht, das ja nun einmal zum Menschen gehört und sich auf keine Weise totschiessen lässt, kann sich im Fall jenes Kompromisses (oder also der sozusagen grundsätzlichen Untreue gegen das heimliche Ideal) nicht darin erschöpfen, dass es bei jedem neuen Verstoss sich wieder einmal meldet, sondern es regiert auch in ganz bestimmter Weise gegen den *Kompromiss als solchen*. Und zwar um so schärfer, weil es sich in diesem Kompromiss eben nicht um eine einmalige Verfehlung handelt, sondern um die fehlerhafte Wendung des Willens überhaupt, nicht um einmalige Verletzung des eigentlichen Ichs, sondern um sozusagen *prinzipielle* Untreue ihm gegenüber. Über *einen* gemachten Fehler können wir innerlich schliesslich hinwegkommen, über die *Kapitulation* vor dem Ungehörigen niemals. Der Abirrung des *Willens* (nicht nur des momentanen Verhaltens) entspricht mehr als das missbilligende Einzelurteil ein eigenes Gefühl, es entspricht ihr die Verurteilung schlechthin. Zur Abwertung der einzelnen Tat tritt jetzt die Abwertung des Willens überhaupt, d. h. der ganzen wollenden Persönlichkeit.

Erst dies ist die volle Bedeutung des chronischen Minderwertigkeitsgefühls. Chronisch ist es nicht nur deshalb, weil (wenn einmal der Kampf aufgegeben ist) die Verstösse und die entsprechenden Gefühlsreaktionen sich ständig wiederholen, sondern vor allem auch deshalb, weil die falsche Willensrichtung Dauercharakter besitzt und weil darum auch der Vorwurf der Untreue diesen Charakter annehmen muss. Darum ist das chronische Minderwertigkeitsgefühl auch dann vorhanden, wenn gerade einmal kein Verstoss gegen die innere Forderung stattfindet oder soeben stattgefunden hat; es ist *immer* vorhanden, weil die im Aufgeben des

Kampfwillens bekundete *Abwendung von der Treue* ein für allemal den kapitalen Verstoss darstellt, der schlimmer ist als jede einzelne Verfehlung, und der eben auch dann da ist, wenn gerade keine einzelne Verfehlung stattfindet.

So verstehen wir aber nicht nur den chronischen Charakter des Minderwertigkeitsgefühls, und nicht nur die in ihm beschlossene Abwertung der ganzen Persönlichkeit, sondern auch seine Trost- und Hoffnungslosigkeit, mit ihr seine lähmende Bedeutung. Der kämpfenden Haltung fehlt die Hoffnung nie, sie versinkt aber im Augenblick, wo der Kampf aufgegeben wird. Denn nun *wollen* wir ja nicht mehr aus der Schlamperei heraus; darum kann das *Gefühl* der Unsauberkeit auch nicht mehr die Hoffnung bergen, aus ihr herauszukommen. Und so erweist sich im ganzen die Kalkulation dessen, der den Kompromiss eingegangen ist, als falsch: er dachte für die Befriedigung seiner Wünsche mit wiederholtem schlechten Gewissen zu zahlen, an das er sich gewöhnen zu können meinte, aber in Wirklichkeit zahlt er dafür mit dem trostlosen schleichenden Dauergefühl der Unsauberkeit oder eben Minderwertigkeit seiner ganzen Existenz.

Ursachen des Kompromisses

Soviel nun zum *Verständnis* des typischen Minderwertigkeitsgefühls und seiner *Entstehung*. Aber seine innere Geschichte wäre unvollständig dargestellt, wenn wir nicht ihre entscheidende Wendung, nämlich jenen kapitulierenden Kompromiss, noch etwas genauer nach seinen Voraussetzungen charakterisierten. Bis jetzt haben wir ihn kennengelernt als Aufgeben der moralischen Kampfsituation, aus dem Grunde, dass das geforderte Wunschopfer und damit der Kampf selbst zu schwer erschien. Darin besteht in der Tat immer das Wesen des Kom-

promisses. Seine Voraussetzung ist immer die Tatsache, dass die persönlichen Wünsche im Verhältnis zum sittlichen Willen stark genug sind, um jenen Dauersieg davonzutragen. Aber *dass* und *wie* es zu dieser Situation kommt, darüber ist noch einiges zu sagen.

Wohl wird der entscheidende Grund dazu bei vielen von uns in einer ungünstigen moralischen *Anlage* liegen. Dies wäre extrem dann der Fall, wenn von Anfang an das moralische Gefühl zwar nicht fehlte, die Wunschtriebe aber eine derartige Stärke besäßen, dass von ernsthaftem Kampf von vornherein nicht die Rede sein könnte, der Kompromiss also gewissermassen schon mit der Geburt geschlossen ist. Allein nach unsern Erfahrungen ist dieser Fall gar nicht sehr häufig, wenn er überhaupt vorkommt, wo chronische Minderwertigkeitsgefühle vorliegen. Diese Gefühle setzten doch eine einigermaßen kräftige Reaktion des sittlichen Geistes voraus; wo dieser von Anfang an extrem schwach wäre, käme es zwar zu moralischer Verlotterung, aber nicht zu Minderwertigkeitsgefühlen von erheblicher Bedeutung.

Alle Erfahrungen weisen vielmehr darauf hin, dass die Kompromissituation nicht so sehr anlagemässig gegeben zu sein pflegt (wenn auch die günstigere oder weniger günstige moralische Anlage sicher eine Rolle spielt), sondern dass sie ihrerseits eine *Entstehungsgeschichte* hat, also eher oder doch zum grossen Teil Sache ungünstiger *Entwicklung* des Menschen ist.

Wir wollen im folgenden aus den unendlich mannigfaltigen Möglichkeiten der innern Entwicklung eines Charakters nur einige herausnehmen, welche uns für die Entstehung des Kompromisses und damit des Minderwertigkeitsgefühls besonders bedeutsam zu sein scheinen.

(Ein weiterer Beitrag folgt in der nächsten Nummer.)